

menhang ist mir wohl noch ungefähr gegenwärtig, es würde aber keinen Zweck haben, Ihnen diesen mitzuteilen, da ich für die volle Richtigkeit nicht bürgen kann. Sie fahren am besten selbst hinunter und holen sich den genauen Sachverhalt."

Ulrich folgte dem Rat und bestieg den nächsten Zug nach Süden. Erst abends traf er in Oppeln ein, trotzdem ließ er sich nicht abhalten, dem Präsidenten des Landgerichts noch einen Besuch abzustatten.

Sobald der Präsident Ulrichs Reisezweck kennen gelernt hatte, erkundigte er sich angelegentlich nach den Einzelheiten des in T. verübten Verbrechens.

"Sonderbar," äußerte er, "äußerst sonderbar — also das Kind der Mednau ist verdächtig? Dann wird Sie daselbst das Schicksal wie der einst ihrer Mutter. Ja, ja, Herr Hofessor, der Prozeß ist mir noch völlig in Erinnerung; ich fungierte damals als Präsident des Schwurgerichts und kann wohl sagen, es war eine der interessantesten und aufregendsten Verhandlungen, die ich je erlebt. So etwas vergißt sich nicht leicht."

"Jetzt verstehe ich auch die fremdliche Bemerkung des Hofkapellmeisters Rober, die er fallen ließ, als ich seine Tochter zuerst vernahm," fuhr der Hofessor auf. "Es liegt ein Fluch auf diesem Geschlecht," sagte er, und wiederholte ein paarmal verzweifelt: "damals, damals!"

"Rober selbst ist mir ganz unbekannt. Ich wußte nichts davon, daß sich Frau von Mednau wieder vermählt hatte. Sie verfiel nach dem Prozeß aus der Gegend und ist nie wieder gesehen worden, ebenso jener Fluch."

"Fluch?" fragte Ulrich entsetzt. "Was spielte er für eine Rolle in der Geschichte?"

"Er war mit angeklagt," "Des Mordes an Mednau? dem Gatten der Dame?"

"Ja. Er sollte der Mörder, die Frau die Anstifterin sein."

"Ist es Ihnen möglich, Herr Präsident, mir eine ausführliche Darstellung des Prozesses zu verschaffen?"

"Ihr Wunsch kann in wenigen Minuten Erfüllung finden. Ich besitze eine Sammlung von Zeitungsreferaten über die wichtigsten der von mir geleiteten Verhandlungen und über den Fall Mednau ist meines Wissens in eingehender Form referiert worden."

Der Präsident brachte eine elegante Ledermappe herbei, in welcher die Zeitungsabschnitte sauber eingeklebt und chronologisch geordnet zur jederzeitigen Einsicht bereitlagen. Nach kurzem Suchen fand der alte Jurist den erwähnten Bericht, enthielt in mehreren fortlaufenden Nummern eines Oppelner Lokalblattes. Mit Bewilligung des Besitzers ging Ulrich ohne Verzug an die Lektüre.

Das Datum lag wenige Monate über achtzehn Jahre zurück. Aus dem Zeitungsbericht erfuhr Ulrich zunächst, daß die Gerichtsverhandlung drei Tage gedauert hatte, daß gegen neunzig Zeugen geladen waren und Hunderte von Zuschauern aus Oppeln und der weitesten Umgegend herbeigeströmt waren. Sodann entnahm er der Zeitung folgenden Inhalt der Verhandlung:

Oberbergat Richard von Mednau, auf eine halbe Million Mark geschätzt, Abkömmling einer reichen und angesehenen Familie, stand im achtundsechzigsten Lebensjahre, als er sich zum dritten Male verheiratete. Er galt als ein schneidiger und pflichttreuer, aber nicht gerade nachsichtiger Beamter, der sich bei seinen Untergebenen keiner besonderen Beliebtheit erfreute und auch als Ehemann nicht gerade das Urbild eines lebenswürdigen und zärtlichen Gatten abgegeben haben sollte. Vor allem sein Geiz und seine Eifersucht gefallten ihm zum Peiniger seiner Familie, und während seine erste Gattin nach kaum zweijähriger Ehe von ihm geschieden worden war, sollte die zweite an seiner Seite — so urteilte wenigstens der Volksmund — hingeworfen sein, wie eine vom Nordwind getriebene Blüte. Das einzige Kind, welches sie ihrem Manne geschenkt, ein schwächlicher Knabe, starb schon im dritten Jahre seines kümmerlichen Daseins.

Nach achtjährigem Witwenleben führte der Oberbergat eine dritte Gemahlin in sein verwaisenes Haus; nicht weil er ein tieferes Bedürfnis nach weiblicher Pflege empfunden hätte — er war ein Mann von wahrhaft spartanischen, schroffen Gewohnheiten — oder weil für die Wirtschaft die Leitung einer Hausfrau notwendig gewesen wäre, sondern weil er während eines Besuches in Begleitung von einer wahnwichtigen Leinwand für die Tochter eines Professors Walter ergriffen wurde und alle Hebel in Bewegung setzte, das idyllische und als außerordentlich edle und lebenswürdig bekannte Mädchen zu erobern.

Martha Walter zählte erst zweiundzwanzig Jahre. Ihr Vater lebte schon seit sechs Jahren nicht mehr; nach seinem Tode war die Witwe Walter mit ihrer damals siebzehnjährigen Tochter und einem um einige Jahre jüngeren Sohn von Breslau nach Liegnitz, ihrem Heimatort gezogen, wo sie in dem bescheidenen Hause des Lehrers Rober ein bescheidenes Logis mietete. Mutter und Tochter mußten fleißig arbeiten, um die kleine Wirtschaft zu erhalten, da die karge Pension, die der ehemalige Chef ihres Mannes ihr bewilligt, nur etwa zur Bestreitung der Miete, der Feuerung und Beleuchtung ausreichte. Geschichte im Hähen und weiblichen Arbeiten aller Art, fanden sie jedoch bald ausreichenden Verdienst, so daß sie — wenn sie natürlich auch im übrigen nur die bescheidensten Ansprüche befriedigten — doch dem Sohn und Bruder den Besuch einer höheren Schule ermöglichten.

Martha zeichnete sich durch so außergewöhnliche Schönheit aus, daß sie weit und breit Bewunderung erregte und durch ihr gewinnendes Äußeres weit bekannter wurde, als ein Mädchen in ihrer dürftigen Lage sich für gewöhnlich dessen rühmen kann. Bald schon fanden sich annehmbare Bewerber für das herrliche Geschöpf. Wenn aber Martha für sich gelten mußte, so rühmte man noch mehr ihre bescheidenen, schlichten Wesen. Weder tollt noch eitel, wies sie alle, auch die verlockenden Anträge zurück. Ihr junges Herz hatte bereits entschieden — sie war im stillen mit dem Sohn ihres Hausherrn, dem talentvollen Musiker Eibert Rober, verlobt, mit dem sie die innigste Liebe verband.

Fortsetzung folgt.

Das Sofa auf der Wiese.

"Nichts auf der Welt ist überflüssig. Alles ist gut, nützlich und notwendig," sagte mein Freund. "Und wenn mir da einer widersprechen will, dann fällt mir immer die Geschichte von dem Sofa auf der Wiese ein."

Die Geschichte war so: Ich bewohnte damals draußen weit von den Toren der Großstadt eine kleine Villa. Ringsum befanden sich andere kleine Villen, dazwischen viel Ackerland, das fleißig bestellt wurde, und ein paar Bauplätze-Wiesen, um die sich kein Mensch zu kümmern schien.

Bauplätze-Wiesen nehmen unter allem Grundbesitz die Rolle der Stiefkinder ein. Bei manchen dieser Stiefkinder geht die Verwahrlosung so weit, daß nicht einmal Spuren von dürrer Kleidung zu finden sind, ich meine, daß sie nicht einmal einen elenden Draht- oder Latzenhaub haben. Ratt, fahl und bloß liegen sie da, diese Wiesen unter den Wiesen.

Den Köchinnen, den Dienern, den Auskügler und allem andern fahrenden Volk, das hier vorüberkommt — ihnen allen dienen diese armen Wiesenwiesen als willkommenes Lagerungsstätten für lästigen Ballast. Wenn die ersten warmen Tage kamen, wenn mein Gärtner seine Arbeiten begann und ich ihm höchstselbst dabei half, fanden wir zwischen den Büschen meines Gartens schon eine recht nette Auswahl solcher Ballastes, als da sind: leere Konfervenbüchsen, alte Stiefel, Zylinderhüte ohne Krempe, zerbrochene Kohlenkäufeln usw. Aber das war noch gar nichts im Vergleich zu der Kollektion, die auf der nächsten Bauplätze-Wiese lagerte und aus der ich die größten Gegenstände schon von meinem Balkon aus zu erkennen vermochte. Die Glanzstücke dieses Wiesen-Museums waren:

die zerbeulte Trompete eines alten Riesenphonographen; eine früher 3-armige, jetzt 2-armige Gasstrone, die den zum Krüppel geschlagenen Arm in hilflosem Jammer klagend zum Himmel emporreckte; dann ein geripptes Stuhlbein, das früher einmal eine Potentillenschele oder der Bruchteil eines reitenden Löwenkäfigs oder ein Weinischrank gewesen war. Und endlich das rostige Untergestell einer verflochtenen Nähmaschine.

Als ich an einem kühlen Frühlingsmorgen noch dem Frühstück mit meiner Pflanze auf dem Balkon trat, hatte sich das Museum eine neue Nummer zugelegt, die alles bisher dagewesene von Glanz und Größe übertraf: ein riesiges schieferblaues, damastbezogenes Sofa.

Soweit es sich von meinem Balkon aus konstatieren ließ, war das Sofa ein tadelloses Stück Möbel, das jeder gutbürgerlichen Einrichtung hätte zur Zierde gereichen können. Seine mannhaft aufrechte Haltung schien sogar das Vorhandensein sämtlicher vier Füße zu verbürgen. Warum in aller Welt hatte man das Sofa auf die Wiese gelegt? Woher kam es? Wer war sein Besitzer gewesen? Weshalb hat er sich seines Besitzes entledigt?

Meine Frau beantwortete mir diese Fragen abschließend und kurz: "Gott, das Möbel wird eben überflüssig gewesen sein."

Ich entgegnete ihr ruhig aber fest: "Nichts auf der Welt ist überflüssig; alles ist ..."

... gut, nützlich und notwendig!"

unterbrach sie mich etwas ironisch. Ich vertauschte meinen Schlafrock mit einer Soppe, meine Pantoffeln mit den Lederanbalen und ging aus, um das neue Museumstück einer Besichtigung zu unterziehen. Meine Frau blieb auf dem Balkon zurück und beobachtete von hier aus mit etwas sarkastisch angehauchter Gelassenheit meine Fortschritte, die das Sofa? Weshalb? und Warum? des schieferblauen Sofas ergründen sollten.

Nachdem ich mich einige Minuten lang mit der Prüfung des Objekts eifrig befaßt hatte, kam ich mit untrüglicher Sicherheit auf den Grund, der den Besitzer zur Entäußerung dieses Gegenstandes gezwungen haben mußte. Während aber sonst eine derartige Erkenntnis im Gehirn aufzuklämmern pflegt, begann mir gerade diese Erkenntnis ausnahmsweise an den Unterschenkeln aufzusteigen; von da aus stieg sie langsam aber sicher höher und höher, alles Kratzen und Jucken half nichts: die Erkenntnis war da und blieb da.

Das erste, was ich im Hause angekommen zu meiner Frau sagte, war: "Laß doch mal ein recht großes Paket Insektenpulver holen. Oder lieber gleich zwei Pakete."

"Zuwohl," sagte meine Frau, "Insektenpulver ist auch gut, nützlich und notwendig."

Unsere Minna machte sich auf den Weg zur nächsten Drogerie; die mehrfach erwähnte "Erkenntnis" hatte sich bei mir inzwischen mit dermaßen peiniger Gewissheit fühlbar gemacht, daß ich der davon-eilenden Minna vom Balkon aus nachrief: "Minna! Nehmen Sie doch lieber gleich drei Pakete; oder vier!"

Die vier Pakete reichten denn auch wirklich aus, um die üblen Folgen meines allzufrühen Forschungsdranges aus meiner Kleidung und aus unserem Hause zu verschwinden. Ich mußte aber zugeben, wenn ich behaupten wollte, daß mit diesen "springenden Punkten" auch mein Interesse an dem schieferblauen Sofa geschwunden sei. Gerade im Gegenteil, diese Hauptnummer des Wiesenmuseums übte nach wie vor auf mich eine große Anziehungskraft aus. Aber so wie der Meteorologe nicht persönlich in die gefährlichsten Luftschichten emporsteigt, sondern durch geeignete Instrumente Flug von ferne das ihm Wissenswertes zu erkunden trachtet, so blieb ich von nun an schlau auf meinem sicheren Balkon sitzen, nahm mein Opernglas zur Hand und beherrschte so meine Interessensphäre vollkommen, ohne Leib und Blut gefährden zu müssen.

Ist das Sofa wirklich überflüssig? Wird niemand sich mit ihm beschäftigen? Was wird schließlich aus ihm werden? Meine bangen Fragen sollten bald beantwortet werden.

Ich machte zunächst die Entdeckung, daß bei schlechtem Wetter — und daran war kein Mangel — das Sofa für die Passanten nicht zu existieren schien. Bei günstiger Witterung wies die Chaussee vor meiner Villa einige Achtlichkeit auf mit der bekannten hohlen Gasse bei Mitternacht, von der Schiller seinen Tell monologisieren läßt:

"... jeder treibt sich aus dem andern rasch und fremd vorüber."

Und fragt nicht nach seinem Schmerz."

Anders, wenn die Sonne ausnahmsweise freundlich vom klaren Himmel herabblitzte; da hat ein jeder Zeit. Und einer sagt zum andern: "Ach, sieh mal dort das Sofa auf der Wiese! Was mag denn damit los sein?" Dann geht der eine mit dem andern hin zu dem Sofa, und fünf Minuten später wissen der eine und der andere, was mit dem Sofa los ist. Ich kann das von meinem Balkon aus ganz deutlich konstatieren, denn ich sehe ja, wie sie sich fragen.

Aber manche haben ein höheres Zell. Zum Beispiel bemerkte ich do eine Arbeiterfrau, die mit ihren drei kleinen Töchtern im Alter von fünf bis acht Jahren oft mit verhängenen Blicken um das schieferblaue Sofa herumstrich. Da, eines Morgens, fehlte der schieferblaue Überzug. Das arme Möbel sah aus wie eine geschälte Kartoffel, wie ein skulptierter Indianer. Ja, noch schlimmer, die Eingeweide hingen ihm heraus: da eine Sprungfeder, dort ein Bauisch Holzwohle.

Am nächsten Sonntag holtete die Arbeiterfrau mit ihren drei Kindern vor meinem Hause vorbei, und alle vier trugen sie neue Kleider aus schieferblauem Damast. Und was mich am meisten wunderte: Keines von ihnen kratzte sich. — Diese Familie kamte gewiß nicht von Affen ab, nein, etwa vom Elefanten, vom Rhinoceros oder einem anderen Dickschäuter. Denn die übrigen Mitglieder des Wiesensofas verließen es nach wie vor mit den gleichen Empfindungen, die mich bei meinem Anblick befallen hatten, und der Drogist an der nächsten Ecke hatte schon ein riesiges Paket in sein Schaufenster gelegt mit der Aufschrift:

Größtes Lager in Baderlin!

Täglich frische Lieferungen.

Ich aber war sehr stolz an diesem Sonntag, denn nun konnte ich doch meiner Frau beweisen, daß mindestens der Bezug des Sofas nicht "überflüssig" gewesen war, sondern ... gut, nützlich und notwendig."

... gut, nützlich und notwendig," fiel meine Frau mir sofort wieder ironisch ins Wort. Bald nachher geschah es, daß bei einem meiner Nachbarn die Verhärthung der Wiese warf. So wohl die fängende Mutter als die fünf Jungen wurden bald von einer bössartigen Hautkrankheit befallen und mußten in ein Tierpenionat kommen, wo sie geheilt wurden. Späterhin stellte sich heraus, daß der Diener des Hundebesizers sämtliche Holzwohle aus dem Wiesensofa herausgezupft hatte, um der Hundemutter aus diesem Material das Wochenbett zu bereiten. Natürlich, da mußte es ja so kommen! Die armen Hunde!

Jetzt bestand mein Wiesensofa eigentlich nur noch aus Haut und Knochen, oder deutlicher gesagt: aus dem Holzgestell und den Sprungfedern. Ich fürchtete schon, daß diese Bestandteile als dauernder Schmutz auf der Bauplätze-Wiese verbleiben würden und mir täglich von meiner Frau als Symbole der Überflüssigkeit aufs Butterbrot geschmiert werden würden. Da kam eines Abends gegen sieben Uhr ein hiebrer Landbewohner mit seinem Sprößling des Weges daher; ihren überlaut geführten Reden entnahm ich, daß sie tagsüber "in der Stadt" gewesen waren und jetzt zu Fuß ihrem Heimatort zustritten; sie hatten Rollen kaufen wollen, denn ein Jltis hatte sich auf dem Hüthenhofe gezeigt. Ueber ihren vielen anderen Einkäufen haben sie die Zitiellen vergessen. Was nun tun? Wieder den weiten Weg nach der Stadt zurückmachen? oder es darauf antommen lassen, daß der gefährliche Räuber heute Nacht ungefragt einbrechen kann? ... Da fiel des Alten Blick auf die Sofa ruine, aus der die Sprungfedern herausgauen.

ten, unregelmäßig wie Seerosen aus dem Bassier eines Teiches. "Jung!" rief der Alte und ließ vor Freude die linke Krante auf des Sohnes rechten Oberschenkel klappen. "Jana! die Sprungfedern nehmen wie mit, da machen wir uns die Rollen selber und sparen noch oben-dreiß das schöne Geld!"

So verchieden die Sprungfedern.

Nun stand nur noch das leere Gestell da. Und das sollte seinen Liebhaber finden. In unserm Vorort war Jahrmarch. Wirtelbuden, Schießstände, ein Korufl und was es eben sonst auf Jahrmärkten Schönes gibt. Auch eine fliegende Waffelbäckerei — in der als Brennumaterial unter vielem andern Holz auch das Sofa gestell, in kleine Teile zerhackt, den Weg aller Sofagesteller hatte.

Die Brust von edlem Siegesgehalt geschwellt, zeigte ich meiner besseren Hälfte vom sicheren Balkon aus die Stelle, wo das Sofa gestanden hatte.

Die Stelle war deutlich erkennbar, denn das große Möbel mit seinen kurzen Beinen hatte den Wuchs von Gras und Unkraut gehindert, und die Konturen des verschwundenen Stuhles zeichneten sich als ein sandiges Rechteck in dem grünen Rasen ab.

Während meine Frau noch immer etwas misstrauisch mit opernglasbewaffneten Augen das Terrain absucht, kommt ein Mann in hellgrauem Gehrock langsam über

die Wiese gewandert. Auf dem Fleck, wo das Sofa gestanden hat, bleibt er sinnend stehen. Plötzlich bückt er sich und greift mit zwei schnell befeuchteten Fingern nach einem winzigen Gegenstande. Der Gegenstand war offenbar einer von den Gegenständen, die mir damals die vier Pakete Pulver gelöst hatten. Ich dachte, der Fremde im grauen Gehrock wird den Gegenstand nun töten, foltern, vernichten. ... Weit gefehlt. Sorgfältig trug er ihn zwischen den Lippen Fingern davon. Ich konnte mich nicht halten; ich mußte wissen, was der Mann vorhatte. Ich eile ihm nach, verfolge ihn bis zum Marktplatz und sehe, wie er mit der Würde eines Mannes, der sein eigenes Heim betritt, in ein großes Zelt schreitet, an dem die Aufschrift prangt: "Zirkus Terzitioni. Vorführung meisterhaft dressierter Röhre."

Als ich nach Hause kam und meiner Frau wachensgetrübten Bericht erstattet hatte, war sie endlich von der Richtigkeit meiner These überzeugt. Fast mit Wühnung sagte sie: "Du hast Recht, Edward, es gibt wirklich nichts Überflüssiges auf der Welt."

Veränderung ihrer Adresse
sollten unsere Leser uns stets sofort mitteilen, und nicht vergessen, nebst ihrer neuen auch ihre alte Postoffice anzugeben, damit wir die Zeitung nach der neuen Postoffice senden, aber auch diejenige nach der alten Postoffice einstellen konnten.

Das Neue Mehl

Wir wünschen unserer werten Kundenschaft bekannt zu geben, daß wir jetzt ein

gutes, gleichmäßiges Mehl

herstellen, in Uebereinstimmung mit den Anordnungen der Nahrungsmittel-Behörde.

In der Hoffnung, daß Sie uns auch weiterhin Ihre Kundenschaft zuwenden, und daß das Neue Mehl Sie zufriedenstellen möge, zeichnen ergebenst

McNab Flour Mills, Limited
HUMBOLDT, SASK.

Vorzügliche Gelegenheit!

Es bereitet uns große Genugtuung, unsern Lesern mitteilen zu können, daß trotz der traurigen Kriegsjahre, da es jeden Tag schwerer wird wirklich gute und gediegene deutsche katholische Bücher zu irgend einem Preise hierzulande zu bekommen, es uns gelungen ist, einen bedeutenden Posten eines wirklich hervorragenden apologetischen Werkes zu einem bedeutend ermäßigten Preise zu erwerben, so daß wir dasselbe unseren werten Lesern unter dem regelmäßigen Preise anbieten können. Das Werk heißt sich:

Das Zeichen des echten Ringes

und ist geschrieben von Dr. Albert von Hüllwe, Universitätsprofessor zu Halle. Es ist gut und dauerhaft in Leinwand gebunden, und der regelmäßige Preis ist \$1.00. Solange unser Vorrat reicht, sind wir bereit, an irgendwem unserer Leser ein Exemplar portofrei zu liefern zu dem bedeutend ermäßigten Preise von

Nur 75 Cents.

Der Verfasser, Dr. Albert v. Hüllwe, wurde am 7. Juni 1855 zu Potsdam geboren, war von 1876 bis 1888 Garde-Artillerieoffizier, wurde 1896 Privatdozent und 1905 Titularprofessor an der Universität zu Halle. Auch schrieb er eine Anzahl bedeutender politisch-historischer Schriften. Sein Uebertritt zur katholischen Kirche im Jahre 1909 erregte in ganz Deutschland bedeutendes Aufsehen. Im folgenden Jahre (1910) veröffentlichte er das Buch „Das Zeichen des echten Ringes“, in welchem er die Gründe darlegt, welche vorzüglich in ihm die Ueberzeugung zum Durchbruch brachten, daß die katholische Kirche die allein wahre Kirche Christi ist. Das Werk fand solchen Anklang, daß schon im ersten Jahre 18.000 Exemplare gedruckt werden mußten. Es ist in hohem, schwingvollem Stil gehalten, der dem Leser um so mehr Genuß bereitet, je mehr er selbst gebildet ist. Wir können dieses Buch bestens empfehlen.

Man richte alle Bestellungen an:

St. Peters Bote, Münster, Sask.